

**Alexander Gramsch (Hrsg.): Vergleichen als historische Methode. Analogien in den Archäologien**

Mit Beiträgen der Arbeitsgemeinschaft Theorie (T-AG) und einer Kommentierten Bibliographie. BAR Internat. Ser. 825. Verlag Archaeopress, Publishers of BAR, Oxford 2000. ISBN 1 84171 037 7. 192 S. mit 31 Abb.

**Andrea Zeeb-Lanz**

Es ist zu begrüßen, daß sich die Ergebnisse einer 1996 in Plau am See abgehaltenen Tagung der Theorie-AG zum Thema "Analogien" nicht in drei kurzen Beiträgen in der Ethnographisch-Archäologischen Zeitschrift (EAZ) 1996 erschöpften, sondern daß hier in einem Sammelband ein "vielschichtiger Strauß von Ansätzen, Methodendiskussionen und Anwendungen" (Vorwort SMOLLA, S. 1) vorgelegt wird, der sicher das angestrebte Ziel, "einen Beitrag zur Erneuerung der Theoriediskussion [zu] leisten" (Einleitung von GRAMSCH, S. 7) erreicht.

Es gebührt einem "Altmeister" des Faches, der sich zeitlebens mit diesem Problemkomplex auseinandergesetzt hat, den Sammelband über "Analogien in den Archäologien" zu eröffnen. Günter SMOLLA geht in seinem kurzen, aber inhaltsreichen Vorwort (S. 1-2) nach einem knappen Überblick über die weit zurückreichende Tradition der Analogiebildung auf verschiedene Aspekte ein, fordert angesichts der Fülle von Anwendungen der Begrifflichkeit "konkrete" Beispiele und die kritische Beurteilung der archäologischen "Quellen", ehe mit analogischen Ansätzen gearbeitet werden dürfe. Immer wieder, so SMOLLA, stießen Analogien an Grenzen, seien aber nichtsdestotrotz "notwendige Voraussetzungen für die Interpretation archäologischer Befunde und Fragestellungen" (S. 2).

Nicht alle 13 Referate des Bandes wurden auf der Tagung von 1996 gehalten, sieben Artikel sind neu dazugekommen. Neben zwei Beiträgen zur Forschungsgeschichte befassen sich neun Studien mit Analogiemodellen aus den Bereichen *Aktualistischer Vergleich*, *Historische* (- allgemein historische, direkt-historische, historisch-linguistische) Analogie, *Formale* Analogie und *Materielle* Analogie. Die letzten beiden Aufsätze beleuchten das grundsätzliche Problem der Analogiebildung in der Archäologie. Abgerundet wird das Buch durch eine kommentierte Bibliographie (Beitr. SOMMER), die dem Werk den Status eines "'handbuchartigen' Nachschlagewerkes

über die Entwicklung der Analogie-Problematik und den Stand der Diskussion" verleiht (GRAMSCH, S. 3).

Die deutschsprachige Debatte zu theoretischen Ansätzen im Fach hat sich in den letzten Jahren merklich vertieft, wie Alexander GRAMSCH in seiner Einführung anhand einer breitgefächerten Literaturliste belegt (S. 3). Nach einer Gegenüberstellung der jüngeren Entwicklung in der westdeutschen prähistorischen Forschung und den ostdeutschen Ansätzen aus der DDR-Zeit (S. 4) zeichnet der Verfasser die Entwicklung analogischen Denkens von de Bry bis Tilley nach (S. 5-7). Das hier besprochene Werk will keine "umfassende, allgemeine Theorie" der Analogiebildung "zimmern", sondern vielmehr "komplementäre Diskurse" im Sinne Bintliffs ermöglichen (S. 7) und so die Notwendigkeit der Verbindung von archäologischer Theorie und Praxis verdeutlichen. Die Frage, ob Analogiebildungen dem heutigen Menschen die Vergangenheit verständlich machen können, ist ebenso zentrales Thema des Buches, wie diejenige nach dem Verstehen des "Fremden" in der Vergangenheit wie auch in der Gegenwart. GRAMSCH verbindet damit die grundlegende Frage nach dem "Selbstverständnis der Archäologien" (S. 10). Die Vorstellung der einzelnen Beiträge (S. 11-12) hätte nach Ansicht der Rezensentin durchaus kürzer aus- oder weggelassen können, zumal jedem Artikel eine Zusammenfassung vorangestellt ist. Am Ende seiner Einführung betont der Verfasser die Notwendigkeit komplementärer Diskurse. Wir können, so meint er, aufgrund der gleichen Ausgangsgrundlagen "traditionelle, prozessuale und postprozessuale Gegensätze überwinden". Auch dies werde durch die Beiträge des Bandes deutlich. Diese optimistische Einstellung ist zu begrüßen, erfordert aber sicherlich im Fach noch ein größeres Maß an Toleranz und Akzeptanz auch konträrer theoretischer Ansätze als bisher zu erkennen ist.

In dem ersten von zwei forschungsgeschichtlichen Beiträgen erörtert Irina PODGORNÝ die Rezeption der gerade entdeckten "modernen Wilden" durch die Archäologie des späteren 19. Jahrhunderts in der Viktorianischen Forschung am Beispiel von John Lubbock sowie Gabriel de Mortillet als Stellvertreter der französischen Schule (S.19-38). Lubbock veröffentlichte 1865 seine "Pre-historic times, as illustrated by Ancient Remains and the Manners and Customs of Modern Savages", zu einer Zeit, in der einerseits die "modernen nichtmetallischen Wilden" in Amerika und Asien bereits häufig als Analogien zu prähistorischen Völkern Europas genutzt wurden, auf der anderen Seite jedoch die Vorstellung einer vorgeschichtlichen Zeitstufe ohne Metallnutzung noch sehr kontro-

vers diskutiert wurde. In seinen späteren Werken dient die Kenntnis von "modernen Wilden" nicht mehr als Illustration europäischer Vorgeschichte, sondern soll zu Sozialreformen der modernen Gesellschaft genutzt werden, ohne daß dadurch das Paradoxon der im Urzustand stehengebliebenen "modernen Wilden" angesichts des Paradigmas vom menschlichen Fortschritt aus der Welt geschafft wäre.

In Frankreich favorisierte G. de Mortillet, einer der führenden Köpfe der "Ante-Histoire"-Bewegung, eine Klassifikation und Systematisierung vorgeschichtlicher Objekte ohne Berücksichtigung von zeitgleicher Fauna und Geographie. Seine ethnographischen Beispiele entstammten vorzugsweise dem französischen bäuerlichen Alltagsleben; diese "französisch-zentrierte" Auswahl erklärt die Benennung der von ihm differenzierten paläolithischen Zeitstufen. Man hätte sich für die ausführliche Analyse der Bedeutung Lubbocks und de Mortillets für die europäische Vorgeschichtsforschung einen roten Faden durch die jeweilige Entwicklung auf dem Festland und in Großbritannien gewünscht; die mehrfachen Sprünge von der englischen zur französischen Entwicklung erschweren das Verständnis von Unterschieden und Gemeinsamkeiten bei der Verwendung "moderner Wilder" als Analogien für die europäische Prähistorie. Abschließend beleuchtet die Verfasserin die Rezeption der Werke Lubbocks und de Mortillets in der frühen Vorgeschichtsforschung Argentinens. Hier standen sich zwei Hauptströmungen konträr gegenüber (S. 29-33): Auf der einen Seite die Auffassung, daß die prähistorischen Artefakte der Pampa und Patagoniens nach dem europäischen Vorbild auf der Grundlage des Fortschritts der Technologie klassifiziert werden müßten; die Abbildungen in Lubbocks "Prehistoric Times" dienten dabei zur Festlegung "internationaler Typen" der in Argentinien gefundenen Steinwerkzeuge. Dagegen stand die Forderung, die Fauna sowie die geologischen Straten der prähistorischen Funde einzu beziehen, um so ihr tatsächliches Alter bestimmen zu können.

Der zweite forschungsgeschichtliche Beitrag von David VAN REYBROUK untersucht die Rolle von Analogien in der Kontextuellen und der Postprozessualen Archäologie (S. 40-51). Einem kurzen Abriß der Inhalte und ideologischen Vorstellungen der *Contextual archaeology* der frühen 80er Jahre (S. 40-41) folgt eine genauere Untersuchung ethnoarchäologischer Ansätze in dieser neuen Fachrichtung. Am Beispiel Hodders wird deutlich, daß vor allem die britischen Vertreter der Kontextuellen Archäologie, trotz heftiger Kritik an der vermeintlich überwundenen Prozessuellen Richtung, nie die ethnoarchäologischen Ansätze der frühen 70er und 80er Jahre "unter Beschuß"

genommen haben. Tatsächlich, so belegt der Verfasser eindrucklich mit Literaturbeispielen (S. 40), haben die Kontextuellen Archäologen alle irgendwann ethnoarchäologische Forschungen betrieben und diese für ihre theoretischen Ziele ausgewertet. Da die aktive Rolle und der Symbolwert der materiellen Kultur nun im Vordergrund standen, wurden allerdings in der Ethnoarchäologie veränderte Schwerpunkte gesetzt. Erst mit dem Wechsel von Kontextueller zu Postprozessualer Archäologie in der angloamerikanischen Forschung verschwand die Methode der Analogie und damit die Ethnoarchäologie aus der archäologischen Fachdebatte. Das durch die Kontextuelle Archäologie stark geförderte intensive Studium materieller Kultur hat sich in den letzten Jahren allerdings in einer anderen Richtung emanzipiert: Aus der ethnoarchäologischen Bewegung ist ein mittlerweile autonomer Forschungszweig entstanden, die *Modern Material Culture Studies*, die ein unabhängiges "reiches Feld sozialer und kultureller Anthropologie" bilden (S. 48). Das Ende der ethnoarchäologischen Analogieforschungen in der Postprozessualen Archäologie hat so die Geburt eines neu ausgerichteten unabhängigen Studiums materieller Kultur initiiert.

Fritz SEIBEL stellt seinem eigentlichen Thema, dem "Aktualistischen Vergleich" (S. 53-56), eine kurze Erörterung der objektbezogenen und der problemorientierten Methode in der Archäologie voran. Der Verfasser kritisiert zu Recht das Verharren vieler deutscher Archäologen auf der Stufe der objektbezogenen Archäologie, die sich im Beschreiben, Katalogisieren und Datieren von immer größeren Fundmengen erschöpft. Ohne den Stellenwert der Systematisierung des Materials zu negieren, stellt SEIBEL dennoch heraus, daß "diese Art archäologischer Forschung eine Einbahnstraße" (S. 53), aber leider im deutschsprachigen Raum noch nicht überwunden ist. Der *Aktualistische Vergleich* dagegen bewegt sich auf dem Feld der problemorientierten Methode. Diese Art von Analogieschluß beruht auf dem Aktualitätsprinzip, der Bildung von Modellen auf der Grundlage heutigen, "aktuellen" Wissens; die Modelle, die sich im Rahmen des *Aktualistischen Vergleichs* speziell auf technologische Fragestellungen beziehen, werden auf vorgeschichtliche Phänomene übertragen. Anhand eigener Erfahrungen bei der Erforschung römischer Glashütten im Rheinland präsentiert SEIBEL ein Beispiel für die erfolgreiche Anwendung der Methode. In der sehr knappen Literaturliste hätte man sich einige vertiefende Zitate zur theoretischen Basis des *Aktualistischen Vergleichs* gewünscht; Rezensentin vermißt z.B. die grundlegenden Ausführungen zum Thema von H. ZIEGERT (1994).

Die drei folgenden Beiträge beschäftigen sich mit dem Bereich der historischen Analogie. Günther KRAUSE macht mit dem Titel "*Odysseus am Niederrhein?*" auf diese Art von Analogien neugierig (S. 57-69). Er geht nach Grundsatzüberlegungen zu den Unterschieden zwischen Archäologie und Historie (S. 57-59)<sup>1</sup> auf die Arbeit mit historischen Quellen als Möglichkeit, vorgeschichtliche Zusammenhänge zu erhellen, ein. Eine wichtige Kernaussage seiner einleuchtenden kritischen Überlegungen ist, daß für eine historische Analogie klar analysiert werden muß, was seitens des Analogie-Subjekts (des archäologischen Betrachtungsobjekts) erschließbar ist und was dazu seitens der Analogie-Quelle zum Vergleich herangezogen werden kann. Der Verfasser führt in mehreren Beispielen aus verschiedenen archäologischen Fachbereichen vor, wie mangelnde Methodenkenntnis zu mißbräuchlicher Verwendung von historischen Analogien führen kann. Dabei ist leider gerade das Beispiel, das uns auf den Titel des Beitrags zurückführt, denkbar ungeeignet für eine kurze Darstellung der Problematik, fällt es doch schwer, der auf zwei Seiten gedrängt dargestellten Argumentation zu folgen, wenn man nicht mit der speziellen Thematik vertraut ist. KRAUSE hätte sich auf die ersten Beispiele beschränken können, die durchaus verdeutlichen, wie schwerwiegend die "gedankenlose" Übertragung historischer Analogien auf vorgeschichtliche Zusammenhänge ist. Daß es auch anders geht und die historische Analogie ein brauchbares Mittel zur Erhellung archäologischer Befunde sein kann, stellt der Verfasser abschließend am Beispiel seines eigenen Arbeitsgebietes, der Stadt Duisburg dar. Hier führt er Fälle vor, in denen die historische Quelle kein "Hilfsmittel" zur Erklärung archäologischer Zusammenhänge ist, sondern sich archäologische und historische Quelle gegenseitig befruchten und so zu einem tieferen Verständnis des untersuchten Objekts führen.

Das zweite Beispiel einer historischen (Fehl-)Analogie führt uns nach Griechenland (S. 71-93). Ob ihr Reinhard JUNG aber deshalb unbedingt eine immerhin fast eine Seite füllende Zusammenfassung auf Griechisch voranstellen mußte, hält Rezensentin für fraglich – auch griechischen Kolleg(inn)en, die das Thema interessiert, hätte sicherlich die alle wichtigen Fakten enthaltende englische Zusammenfassung genügt. In einem bewundernswerten Rundumschlag gelingt es dem Verfasser am Beispiel der Verwendung des homerischen "*Megaron*" in der klassisch-archäologischen und prähistorischen Forschung, gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Nicht nur wird die unwissenschaftliche Verwendung einer historischen Analogie drastisch vor Augen geführt, darüber hinaus wirft JUNG auch weiteres Licht auf die Ver-

einnamung archäologischen Gedankenguts durch die Nationalsozialisten und erörtert die Frage von Ethnizität und Nationalismus. Mit der Übertragung des homerischen Begriffs "*Megaron*" auf einen spezifischen Grundrißtyp der Spätbronzezeit in Griechenland hatte W. Dörpfeld Ende des 19. Jahrhunderts eine verhängnisvolle Benennung eingeführt, die aus der griechischen Architektur nicht mehr wegzudenken war und für ganz unterschiedliche Zeiten Verwendung fand. Ohne zu hinterfragen wurde stillschweigend als gegeben vorausgesetzt, daß die homerischen Epen mit der archäologischen Realität übereinstimmten. Der Verfasser erläutert ausführlich die methodologischen Fehlprämissen, die hinter dieser "*Begriffsverirrung*" stehen, analysiert unabhängig voneinander historische Quelle und archäologischen Befund und verdeutlicht so, welche Fehler im Gebrauch des Begriffs "*Megaron*" liegen. Dieser falsche Analogieschluß, in dessen Folge das "*Megaron*" mit der Ethnizität der Erbauer verbunden wurde, führte zum Mißbrauch der ethnischen Zuweisung durch die Nationalsozialisten, die das mykenische Erbe mit den Ariern verbanden und dergestalt auch das klassisch-griechische Erbe für ihre Zwecke vereinnamten. Durch eine saubere Analyse der Baubefunde treten dagegen die soziokulturellen Prozesse der Bauentwicklung in den Vordergrund und die Grundrisse verlieren ihre "*ethnische Aufladung*" (S. 88). Hauptkritik des Verfassers an dem von ihm vorgeführten Beispiel ist die Übertragung historischer Bezüge unter der Prämisse, hinter bestimmten archäologischen Befunden/Artefakten stünden sie produzierende ethnische Einheiten<sup>2</sup>. Wie sein Vorredner fordert JUNG eine klare Trennung bei der unvoreingenommenen Analyse von Analogiesubjekt und -objekt, bevor diese überhaupt miteinander verknüpft werden dürfen.

Eine andere Art der historischen Analogie, die auf der linguistischen Ebene liegt, wird im Beitrag von Joachim STEPHAN vorgeführt (S. 97-100): Die Sage von den "*drei Gaben der Libussa*" und ihre Folgen für das tschechische Fürstentum unterzieht der Verfasser einer Analyse, die sich stark an die Vorstellung G. Dumézils von der Dreiteiligkeit des indogermanischen Denkens anlehnt. Er führt anhand weitreichender linguistischer Vergleiche vor, daß ein Herrschaftsanspruch in der tschechischen Thronfolge sich auf drei, durch verschiedene "*blinde Motive*" versinnbildlichte Eigenschaften stützen mußte. Dieser dreigeteilte Legitimitätsnachweis ist auch im irischen und indischen Sprachschatz vorhanden, wodurch gezeigt wird, daß universal vorhandene Vorstellungen in einer historischen Analogie ebenfalls von Bedeutung sein können. Ob diese Herrschaftsideologie allerdings tatsächlich ein Erbe der Kelten ist, wie STEPHAN abschließend

konstatiert, ist nach Meinung der Rezensentin fraglich und müßte sicherlich noch genauer belegt werden.

Eine "neue Theorie der materiellen Kultur" (S. 101) beschreibt Peter F. BIEHL in seiner Studie, die sich mit zwei Arten von Analogien beschäftigt (S. 101-111). Er stellt, eingebettet in die archäologische Analogie, die materielle Analogie vor. Einleitend erörtert er das Dilemma, daß aufgrund des Fehlens einer Methode der Analogiebildung viele Versuche in diese Richtung wissenschaftlich noch keine Relevanz aufzuweisen haben. Im folgenden stellt er seine neue Betrachtung des Artefakts als "kontextuelle Einheit" vor, die auf grundlegenden Ideen der *Contextual Archaeology* Hodders fußt, den Kontext jedoch anders festlegt: Jedes Artefakt wird als in sich geschlossener Fund betrachtet, dessen verschiedene Merkmale in festen Bezügen zueinander stehen und in der kontextuellen Merkmalsanalyse definiert werden können. Der strukturelle Kontext des einzelnen Artefakts kann dann mit anderen verglichen und so im Rahmen analogischen Deutens in einen übergeordneten Bezug gestellt werden. Am Beispiel anthropomorpher Statuetten der frühen Kupferzeit Südosteuropas führt Verfasser seine Methode vor und macht dann im Analogieschluß mit rezenten Statuetten aus Afrika deutlich, daß auch die Analogiequelle einer ähnlich arbeitsintensiven und eingehenden Analyse unterzogen werden muß, um brauchbare Rückschlüsse für die vorgeschichtlichen Funde zu erzielen, die über das "Reich der Fiktionen und Visionen" (S. 109) hinaus zu wissenschaftlich nachvollziehbaren Interpretationen führen. Zu BIEHLs "neuer Theorie der kontextuellen Merkmalsanalyse" ist allerdings kritisch anzumerken, daß sie lediglich eine altbekannte Methode in ein neues Gewand kleidet: Seit statistische Methoden bei der Bearbeitung von Funden im Fach Einzug gehalten haben, ist es eine gängige Methode, das individuelle Artefakt als "geschlossenen Fund" zu betrachten, der anhand einer Merkmalsanalyse untersucht und zu anderen Artefakten in Kontext gestellt wird (vgl. GLESER 1995; SPATZ 1996). Allerdings, und da weist der Ansatz des Verfassers sicher in eine wichtige neue Richtung, wurden diese Merkmalsanalysen in der Regel für die Lösung chronologischer Fragen und nicht im Hinblick auf die inhaltliche Deutung einer Befundgruppe verwendet. Auch der Vergleich mit ethnographischen Daten gleicher Kategorie ist sicherlich nichts Neues; hierbei erscheint Rezensentin an der Arbeit BIEHLs vor allem die Forderung nach einer strengen Auswahl sauber analysierter rezenter wie auch archäologischer Vergleichsdaten wichtig.

In eine andere Richtung zielt der folgende Aufsatz von Roland R. WIERMANN (S. 113-118), der mit

dem Titelzitat eines bekannten Udo-Lindenberg-Songs auf etwas unkonventionelle, aber durchaus treffende Weise aussagt, daß es immer einen neuen Weg gibt, den archäologischen Interpretationshorizont zu erweitern. Er bezieht sich auf A. Wylies Unterscheidung formaler und relationaler Analogie und gibt dabei anhand von Sonderbestattungen (Männer, bestattet auf Frauenart) der Kultur mit Schnurkeramik (KSK) ein anschauliches Beispiel für eine formale Analogie, indem er als Vergleich zum einen die als *berdache* bezeichneten Transvestiten bei nordamerikanischen Indianerstämmen heranzieht. Zum anderen erinnert er an die *contraries*, ebenfalls bei einigen nordamerikanischen Stämmen beobachtete Männer, die sich konträr zu jeder Norm oder Regel verhalten. Für beide Analogien sind jedoch keine weiterführenden Informationen über die Art ihrer Bestattung im Verhältnis zur "Normalbevölkerung" bekannt, so daß, wie der Verfasser feststellen muß, beide Analogien denkbar, jedoch nicht sicher auf die KSK übertragbar sind. Im Resümee wird deutlich, daß die formale Analogie zwar im archäologischen Kontext zur Belebung des "toten archäologischen Materials" (S. 116) durchaus einen Stellenwert besitzt; für tiefergehende, die komplexen Strukturen vorgeschichtlicher Gesellschaften erhellende Studien erweist sie sich allerdings als zu begrenzt und ungeeignet.

Wer die jüngeren Arbeiten von Dirk KRAUBE kennt, dem kommt die Thematik seines Beitrags (S. 119-130), der intra- und interkulturelle Vergleich in der Hallstattarchäologie, bis hin zu den abgebildeten Tabellen, aus seinem jüngsten "Disput" mit M.K.H. Eggert im Archäologischen Korrespondenzblatt bekannt vor. Doch bietet KRAUBE bei der neuerlichen Erörterung dieses aktuellen Themas durchaus nicht nur bereits Bekanntes, indem er andere Prioritäten setzt als in seinem Artikel von 1999. Die Ergebnisse seiner Untersuchung des Eß- und Trinkgeschirrs des Hochdorfer Fürstengrabes werden im nachhinein auf eine theoretische, aus der analytischen Ethnologie übernommene Grundlage gestellt, die aufgrund ihrer Klarheit und Nachvollziehbarkeit beim ersten Hinsehen besticht – nicht nur für die ethnologische Forschung, sondern auch für bestimmte Phänomene in der Archäologie. In der Hallstattzeit besteht, im Gegensatz zu früheren Kulturen, die Möglichkeit, Nachbarkulturen, die aufgrund umfangreicher schriftlicher und ikonographischer Quellen besser zu fassen sind, anhand des Regionalvergleichs als direkte historische Analogie heranzuziehen. Dieses Vorgehen besitzt in der Hallstattarchäologie eine lange Tradition, ohne daß methodologische Hintergründe bislang erörtert wurden. Dies ist der Verdienst des Verfassers, der in seinem Beitrag zeigen kann, daß im Falle der Hall-

stattarchäologie der Regionalvergleich einer rezenten Analogie vorzuziehen ist, wenngleich er sich dafür ausspricht, daß zukünftig auch für die Hallstattforschung eine *“ethnologische Perspektive in die richtige Richtung weist”* (S. 124). Allerdings fehlen hierfür zur Zeit noch die relevanten ethnoarchäologischen Vorarbeiten. Für die Urgeschichte stellen sich dem systematischen Vergleich mit rezenten Kulturphänomenen nach Ansicht des Verfassers derzeit noch so viele Hindernisse in den Weg, daß man diesen nur als heuristisches Mittel ohne Beweiskraft anerkennen sollte. Abschließend weist KRAUßE auf die grundsätzlichen Unterschiede bei der Verwendung intra- und interkultureller Vergleichsverfahren in Ethnologie und Archäologie hin; Rezensentin erscheinen gerade diese Differenzierungen in der Zielsetzung beider Fächer (S. 125) als ein eminent wichtiger Hinweis, der von KRAUßE selbst aber nur bedingt umgesetzt wird: Denn es ist ja nicht gesichert, daß Beobachtungen, die für rezente Nachbarstämme gelten (etwa die größere Ähnlichkeit bei größerer räumlicher Nähe) *a priori* auch für vorgeschichtliche Verhältnisse Gültigkeit besitzen; der Beweis hierfür muß erst noch angetreten werden, bis man die in der analytischen Ethnologie entwickelten Verfahren unbesehen auf die Archäologie übertragen kann. Die Diskussion um den direkthistorischen Vergleich verspricht also weiterhin spannend zu bleiben.

Ebenfalls mit der direkten historischen Analogie, aber in Verbindung mit ethnoarchäologischen Ansätzen, beschäftigt sich der Beitrag von Erika ROBRAHN-GONZÁLEZ. Sie widmet sich den Möglichkeiten von Analogien in der brasilianischen Archäologie (S. 131-139). Die Situation in Brasilien ist mit der in Europa kaum zu vergleichen – dort existieren große historische Kontinuitäten, so daß sich archäologische Entitäten sozusagen noch als heutige Nachbarn studieren lassen. Allerdings sind die heutigen Indianer von denen der jüngeren und älteren Geschichte nicht nur durch vielfältige und unterschiedlich intensive Berührungen mit der westlichen Zivilisation getrennt, sie haben im Laufe ihrer Entwicklung auch zahlreiche Veränderungen auf ganz unterschiedlichen Ebenen durchlaufen. Für den mit der brasilianischen Situation und archäologischen Forschungsgeschichte in der Regel nicht vertrauten Westeuropäer ist die einleitende Darstellung der Entwicklung der Ethnoarchäologie in Brasilien sehr hilfreich (S. 32-133); nur auf dieser Grundlage ist das angeführte Beispiel der Runddörfer, deren Vorhandensein im 17. Jahrhundert als direkthistorische Analogie zu Runddorfbefunden des 8. Jahrhunderts genutzt wird, zu verstehen. ROBRAHN-GONZÁLEZ macht deutlich, daß es aufgrund der spezifischen brasilianischen Situation gefährlich ist, hier

einen direkten Analogieschluß zu ziehen. Sie fordert vielmehr für die Zukunft vertiefte Studien nicht nur einzelner materieller Artefaktgruppen, sondern ein integratives Studium der jeweiligen kontextuellen Bezüge. Im Bereich der ethnoarchäologischen Forschung, speziell der Ausarbeitung von Modellen zur Kulturveränderung sieht die Verfasserin die besten Chancen für eine Intensivierung der archäologischen Arbeit in Brasilien.

Reinhard BERNBECKs Beitrag (S. 143-150) befaßt sich ebenfalls mit ethnoarchäologischen und historischen Daten. Kernpunkt seines Beitrags ist jedoch die Darlegung der Methode der multiplen Analogien, die er an der Frage testet, ob prähistorische Kulturen unter dem Gesichtspunkt der *Gender-archaeology* mit Analogien zu interpretieren sind. Die Einführung in die Problematik umfaßt einen kurzen Überblick über die Grundprinzipien der Analogiebildung in der Archäologie. Dabei unterläuft ihm der Fehler, zu behaupten, *“they always consist of an equation between a modern (mostly ethnographic) ‚source‘ and an archaeological ‚subject“* (S. 143; Hervorhebungen durch die Rezensentin). Angesichts der bereits besprochenen Beispiele für direkthistorische Analogien erübrigt sich ein weiterer Kommentar zu diesem faux pas. Der Verfasser erinnert kurz an die verschiedenen Gründe, warum von der feministischen Forschung Analogien in der *Gender-Archäologie* in der Regel abgelehnt werden und zeigt dann Alternativen zu *“analogical reasoning”* auf. Die bisherigen Versuche, ohne Analogien der Rekonstruktion von *Gender-relations* in prähistorischen Hinterlassenschaften näher zu kommen, gingen in zwei Richtungen, die beide, so kann BERNBECK überzeugend darlegen, nicht oder nur sehr eingeschränkt zum Erfolg führen. Alternativ zeigt er am Fallbeispiel der *Hohokam* des amerikanischen Südwestens auf, wie die Kombination von mehreren Analogien zu besseren Resultaten in der *Engendering Archaeology* führen können. Allerdings sind auch die Möglichkeiten der multiplen Analogien, so räumt der Verfasser ein, noch beschränkt insofern, als sie nicht über die Ergebnisse anderer, *“traditioneller”* Analogiebildungen hinausreichen. Dies ist einerseits ein unbefriedigendes Resultat seiner Bemühungen, andererseits bietet BERNBECKs Beispiel die Möglichkeit, die Schwächen der historischen Analogie in der *Gender-Forschung* aufzudecken und die Richtung aufzuzeigen, in der weitere Grundlagenarbeit nötig ist. Grundsätzlich, so der gedämpft optimistische Ausblick des Verfassers, sind Analogien in der *Gender-Archäologie* nicht abzulehnen, sondern sollten als heuristisches Mittel begrüßt werden, das die Basis für weitere Forschungen darstellen kann.

„Braucht Prähistorie Vergleiche?“ fragt Alexander GRAMSCH provozierend, gleichsam das von ihm herausgegebene Buch in Frage stellend (S. 151-163). Daß es sie in der Archäologie immer gegeben hat, ob implizit oder explizit, legt er auf den ersten Seiten seiner nicht an einem bestimmten archäologischen Problem oder einer speziellen Art von Analogie ausgerichteten Diskussion archäologischer Methoden dar (S. 151-154). Er betont die Notwendigkeit, die prähistorische Vergangenheit als „fremd“ zu verstehen, damit nicht die Analogie zu einer Herleitung der eigenen Identität aus prähistorischer „Urnation“<sup>3</sup> mutiert. Die nun folgenden Seiten lesen sich, als wäre jeder Versuch, die Vorgeschichte zu verstehen oder zu erklären, *a priori* zum Scheitern verurteilt, stellt der Verfasser doch deutlich (und deprimierend nachvollziehbar) heraus, daß jegliche Interpretation, jegliche Benennung prähistorischer Zusammenhänge aus dem heutigen Zeitgeist heraus vorgenommen wird, wir also den verschlüsselten Code prähistorischer Daten zum einen erst einmal entschlüsseln und in unserem eigenen Wissenschaftscode dann wieder verschlüsseln müssen. Damit sind wir aber wieder in dem Teufelskreis gefangen, Daten und Informationen subjektiv, aus der uns verständlichen „Ideologie“ heraus, zu interpretieren. Diesem Teufelskreis kann man aber, gibt man nach der Lektüre der Seiten 155-157 nicht völlig entmutigt auf, durchaus entkommen, wenn man, so der Verfasser, den Vergleich mit invarianten Modellen vornimmt. Was darunter zu verstehen ist, wird im folgenden anhand gut nachvollziehbarer Beispiele paraphrasiert. Wengleich die Forderung des Verfassers nach der Verwendung solcher „*transhistorischer Invarianten*“ (S. 158) Rezensentin durchaus plausibel erscheint, so fragt sie sich doch, ob nicht auch die Bildung derartiger Konstrukte ebenso abhängig von der subjektiven, „*zeitgeistgebundenen*“ Wahrnehmung des sie erstellenden, bzw. ableitenden Wissenschaftlers ist wie andere Arten von Analogie- oder Modellbildung. Sicher nicht ungehört verhallen wird der Ruf des Verfassers nach einer „*Reflexiven Theorie*“ in der Archäologie, die dazu beitragen kann, daß wir uns der subjektiven Gebundenheit unserer Interpretationen bewußt werden und Rückschlüsse stärker hinterfragen, akurater recherchieren und „*Theorien über Kausalitäten auf beiden Seiten der Analogie*“ (S. 160) aufstellen. Der Beitrag von GRAMSCH ist letztlich bereits ein Stück „*Reflexive Theorie*“.

Nach 12 Beiträgen, die sich insgesamt, wenn auch auf verschiedenen theoretischen Ansatzebenen, für Analogien als unverzichtbares Arbeitsmittel in der Archäologie aussprechen, ist der abschließende Artikel von Cornelius HOLTORF (S. 165-175) insofern eine Überraschung, als er den Stellenwert von Analogien

als „*generelle Basis der Archäologie*“ anzweifelt. Rationale Analogien, so HOLTORF, „*neigen dazu, die Arbeit der Archäologen zu verschleiern*“ (S. 165), anstatt ihre Methoden zu erhellen. Für den Verfasser ist es nicht das Ziel archäologischer Interpretation, „*wahre*“ Aussagen über die Vergangenheit zu treffen, sondern die Vergangenheit und ihre Überreste in der Gegenwart verständlich zu machen. Für die Erreichung dieses Ziels ist seines Erachtens die Analogie das falsche Hilfsmittel; vorgeschlagen wird vielmehr, Metaphern, Metonymien, Intuition und spontane Assoziationen einzusetzen, um die Imagination anzuregen, und durch Provokation und Erinnerung das bisherige Verständnis prähistorischer Zusammenhänge zu erweitern. Zu diesem Zweck beruft er sich auf namhafte Philosophen wie etwa H.-G. Gadamer, dessen hermeneutischer Ansatz eine wichtige Rolle für die archäologische Interpretation spielt, indem er die „*Voreingenommenheit*“ des Archäologen und dessen Einbindung in das heutige Zeitbild betont. HOLTORFs Gedankengänge sind für den nicht mit dieser Thematik vertrauten Leser schwer zu verfolgen, wenn er etwa von „*Rhizomes*“ spricht, die aus verschiedenen „*Ebenen*“ bestehen und in der archäologischen Arbeit dazu dienen, die fragmentierten Überreste der Vergangenheit miteinander zu verknüpfen (S. 168 f.). Was dabei in der archäologischen Praxis exakt ein *Rhizome* darstellt, wird allerdings nicht explizit erläutert oder erwähnt. Der Vorschlag HOLTORFs, die Vergangenheit über metaphorische Begriffe und Metonymien darzustellen, Montage und Collage als Arbeitsweise zu nutzen und prähistorische Fragmente vielfältig zu vernetzen, birgt interessante Ansätze; Rezensentin ist sich allerdings nicht sicher, ob ein Verständnis prähistorischer Gesellschaften, ihrer soziokulturellen Bezüge und Entwicklungen, dadurch erreicht werden kann, daß, wie der Verfasser es auch selbst sieht, jeder Archäologe eine ganz individuelle Vorstellung von der Vorgeschichte entwickelt. Es besteht die Gefahr, daß wir uns nicht mehr über archäologische Zusammenhänge verständigen können, wenn jeder Diskutant ein von den anderen völlig abweichendes Bild prähistorischer Szenarien entwickelt hat. Der methodische Ansatz des Verfassers ist nach Meinung der Rezensentin nicht pauschal abzulehnen – er führt allerdings insgesamt in zu großem Maße in metaphysisch-philosophische Sphären, als daß er als Arbeitsgrundlage in der archäologischen Realität akzeptabel wäre.

Die von Ulrike SOMMER zusammengestellte kommentierte Bibliographie am Ende des Buches (S. 177-192) umfaßt 35 Literaturhinweise, die in zwei Gruppen, „*Erkenntnistheoretisches Potential*“ und „*Ethnoarchäologie*“ gegliedert sind. Die Verfasserin räumt im Vorspann ein, daß die „*nichtenglischsprach-*

chige Diskussion völlig unterrepräsentiert" ist (S. 177); angesichts von insgesamt 15 deutschen Beiträgen fällt dieses Urteil wohl etwas zu hart aus. Die getroffene Auswahl vermittelt einen guten Einstieg in die Thematik, auch wenn bestimmte Bereiche, wie die Verfasserin selbst bemerkt, nicht abgedeckt sind.

Gewünscht hätte sich Rezensentin angesichts der Fülle von Begriffen und genannten Autoren einen Sach- und Namensindex am Ende des Buches. Ungeachtet dieses "Schönheitsfehlers" liegt mit dem Band "Analogien in den Archäologien" nun eine ausgezeichnete Grundlage vor, auf der die – bereits Mitte der 90er Jahre angefachte – Diskussion um den Analogiebegriff in der Prähistorie weiter aufbauen kann und, so bleibt zu hoffen, auch wird.

#### Anmerkungen

1 KRAUSE fordert hier bezüglich archäologischer Ausgrabungen einen Standard, der "auf hohem Niveau methodisch, konzeptorientiert und interdisziplinär vorgeht" (S. 58), stellt aber bedauernd (und sicherlich nicht zu Unrecht) fest, daß "nur ein Bruchteil aller archäologischen Ausgrabungen in Deutschland" diesem Standard gerecht wird (ebd. Anm. 2). Daß er "sog. Not- und Rettungsgrabungen", die nun einmal das Gros bodendenkmalpflegerischer Aufgaben ausmachen, quasi als "nichtarchäologisch" abwertet, so sie nicht einem wissenschaftlichen Konzept (auf dem von ihm geforderten Standard) folgen, kann Rezensentin allerdings nicht akzeptieren. Wollte man KRAUSEs sicher löblichen Forderungen in der täglichen Denkmalpflegearbeit nachkommen, so müßten ca. 70% aller "Rettungsgrabungen" einfach unterlassen werden. Eine Diskussion, welche Befunde überhaupt auszugraben und wie intensiv bedrohte Kulturdenkmale archäologisch zu untersuchen sind, um für die Nachwelt noch einen kulturhistorischen Wert zu besitzen, ist sicherlich eine diskussionswürdige Frage, die sich aber nicht, wie KRAUSE es versucht, in einer einzigen Anmerkung kategorisch abhandeln läßt.

2 Diesem Fehler unterliegen heute noch viele archäologische Studien; die Problematik der "archäologischen Kultur", die Frage nach *Ethnos*, *Volk* und *Stamm* steht im Fach be- grüßenswerterweise gerade wieder neu zur Diskussion (s. Fachtagung Tübingen 2.-4.6.2000, Fachtagung Leipzig 8.-9.11.2000).

3 Zu welchen Irrläufern die Präsentation prähistorischen Kulturgutes dann nämlich führen, wird vom Verfasser eindrucksvoll in seinem jüngsten Werk dargelegt (GRAMSCH 2000).

#### Literatur

GLESER, R. (1995) Die Epi-Rössener Gruppen in Südwestdeutschland. *Saarbrücker Beitr. z. Altertumskunde* 61. Bonn 1995.

GRAMSCH, A. (2000) 'Reflexiveness' in archaeology, nationalism and European heritage. *Arch. Dialogues* 7/1, 4-19.

SPATZ, H. (1996) Beiträge zum Kulturenkomplex Hinkelstein-Großgartach-Rössen: Der keramische Fundstoff des Mittelneolithikums aus dem mittleren Neckarland und seine zeitliche Gliederung. *Materialh. z. Arch. Baden-Württemberg* 37. Stuttgart 1996.

ZIEGERT, H. (1994) Der Aktualistische Vergleich als Grundlage archäologisch-historischer Interpretation. *Ethnogr.-Arch. Zeitschr.* 35, 177-198.

Dr. Andrea Zeeb-Lanz  
Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz  
Archäologische Denkmalpflege  
Amt Speyer  
Kleine Pfaffengasse 10  
D - 67346 Speyer